Ordines militares

Colloquia Torunensia Historica

von

Udo Arnold

Die Geschichtsschreibung über den Deutschen Orden in Preußen ist nicht mehr unbedingt der Gegenstand polemischer Auseinandersetzungen zwischen polnischen und deutschen Historikern. Die noch vor einem Jahrzehnt im Rahmen der deutsch-polnischen Schulbuchgespräche¹ keineswegs unproblematische Diskussion über jenes Thema ist einer emotionslosen, sachlicheren Betrachtung gewichen² und hat zu erfreulichen Ergebnissen der Kooperation hüben wie drüben geführt.³ Hier sind zwei Tagungen des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte 1977/78 zu nennen⁴, vor allem aber die für regelmäßig mit einem Abstand von zwei Jahren geplanten Tagungen des Instituts für Geschichte und Archivwissenschaften der Universität Thorn. Die erste fand 1981 statt, der Tagungsband mit den Referaten liegt inzwischen vor⁵; er gibt einen guten Überblick über den Tagungsverlauf.⁶ Seine Seltenheit bei uns — obwohl in deutscher Sprache veröffentlicht — rechtfertigt eine ausführlichere Vorstellung, wobei auf eine kritische Auseinandersetzung im einzelnen verzichtet wird.

Karol Górski (Thorn) als Begründer der Thorner Schule zur Erforschung des Preußenlandes nach dem Kriege eröffnet den Band mit dem Thema „Probleme der Christianisierung in Preußen, Livland und Li-

1) Vgl. als bislang ausführlichste Gesamtdarstellung vor allem der ersten Phase U. Arnold: Schulbuchgespräche zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik Polen. Entwicklung — Probleme — Perspektiven, in: Bundesrepublik Deutschland — Volksrepublik Polen. Bilanz der Beziehungen und Perspektiven ihrer Normalisierung, hrsg. von H. A. Jacobsen, C. C. Schweitzer, J. Sułek und L. Trzeciakowski, Frankfurt/Main 1978, S. 328—366; gleichzeitig in polnischer Übersetzung Warschau 1978.

2) Vgl. U. Arnold: Deutschordensgeschichte und deutsch-polnische Schulbuchgespräche, (mit einem Anhang: Konferenz der Historiker aus der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik Polen zur Geschichte des Deutschen Ordens in Schulbüchern. Bericht von U. Arnold und Z. Nowak, in: Von Akkon bis Wien. Studien zur Deutschordensgeschichte vom 13. bis zum 20. Jahrhundert. Festschrift zum 90. Geburtstag von Althochmeister P. Dr. Marian Tumler O. T., hrsg. von U. Arnold (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 20), Marburg 1978, S. 344—361.

3) Z. B. Der Deutschordensstaat Preußen in der polnischen Geschichtsschreibung der Gegenwart, hrsg. von U. Arnold u. M. Biskup (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 30), Marburg 1982.

4) Vgl. den Sammelband: Die geistlichen Ritterorden Europas, hrsg. von J. Fleckenstein und M. Hellmann (Vorträge und Forschungen, 26), Sigmaringen 1980.

5) Die Rolle der Ritterorden in der Christianisierung und Kolonisierung des Ostseegebietes, hrsg. von Z. H. Nowak (Universitas Nicolai Copernici. Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica, I), Thorn 1983, 139 S.

6) Vgl. auch den Tagungsbericht in: Zapiski Historyczne 47 (1982), S. 157—159.

tauen“.⁷ Anhand einer vor einigen Jahren aufgefundenen irischen Quelle, die er Bischof Heinrich von Samland (1286—1302/03) zuschreibt, stellt er fest, daß die Deutschordensritter als „illiterati“ und die Deutschordenspriester als „Militärseelsorger“ und sprachlich unvorbereitet die Mission Preußens den Dominikanern, Franziskanern und Weltgeistlichen überlassen hätten. Sodann wendet er sich der Rolle Brunos von Olmütz in der preußischen Mission zu, um am ermländischen Beispiel die vom weltlichen Klerus durchgeführte Christianisierung aufzuzeigen. Unter dem Untertitel „Mission des Deutschordensklerus in Preußen“ widmet er sich vor allem dem Kulmer Domkapitel als dem Deutschen Orden inkorporierten Kapitel⁸ mit vergleichendem Blick in die Nachbarbistümer Pomesanien und Ermland. Wesentliches Ergebnis ist die den Ordensrittern nachgeordnete politische Funktion der Priester, umgekehrt jedoch im künstlerischen und theologischen Bereich, der allerdings nur knapp gestreift wird. Es folgt der Blick auf die Bistümer Pomesanien und Samland, wobei für letzteres die Beteiligung des Ordensklerus an der Mission herausgestellt und mit dem Hinweis auf teilweise preußische Abstammung desselben erklärt wird. Górski konstatiert somit drei Christianisierungsphasen für Preußen: Pomesanien (zisterziensisch, später dominikanisch), Ermland, Nantangen und Barten (weltgeistlich aus Olmütz, später aus Preußen), Samland (deutschordisch, später preußisch); heidnische Relikte blieben jedoch bis ins 16. Jahrhundert erhalten. Letzterem widmet er einen kurzen Vergleich mit Livland und Litauen und weist dabei auf die jesuitische Überlieferung hin.

Marian Biskup (Thorn) macht „Bemerkungen zum Siedlungsproblem und den Pfarrbezirken in Ordenspreußen im 14.—15. Jahrhundert“⁹, wobei er mit Recht die bislang mangelnde Zusammenschau beider Komplexe rügt, wenn auch mit Problemen der Quellenlage begründet. Zahl und Lage der Pfarrkirchen sei in Verbindung zu sehen mit der Besitz- und ethnischen Struktur der Siedlungen, wozu er die verwendbare Literatur bespricht. Aus ihrer Auswertung ergibt sich, daß im Samland die Zahl der Pfarren wesentlich geringer war als vor allem in Pomesanien und daß ihnen im Osten entschieden mehr Siedlungen zugeordnet gewesen sind. Dieses Faktum setzt Biskup in Beziehung zur überwiegend preußischen Besiedlung des Samlandes mit nur wenigen deutschen Zinsdörfern, wobei sich Kammeramt und Pfarrei entsprochen haben dürften. Dabei berechnet er für das 14./15. Jahrhundert Seelenzahlen von ca. 1000 bis 2600 pro samländischer Pfarre. Auch wenn man Skepsis anmelden kann gegen die Genauigkeit solcher Berechnungen, so läßt doch die Grundlinie deutlich werden, warum gerade im Osten des Ordenslandes sich heidnische Bräuche so lange gehalten haben, wie Górski und erneut Biskup betont.

7) Die Rolle (wie Anm. 5), S. 9—34.

8) Vgl. dazu K. Górskis Beitrag: Das Kulmer Domkapitel in den Zeiten des Deutschen Ordens. Zur Bedeutung der Priester im Deutschen Orden, in: Die geistlichen Ritterorden (wie Anm. 4), S. 329—337.

9) Die Rolle (wie Anm. 5), S. 35—56.

In der Mitte und im Westen des Ordenslandes sah es anders aus. Nicht zuletzt war dort die Gemengelage preußischer und deutscher Dörfer — in ethnischer wie in rechtlicher Hinsicht — wesentlich intensiver. Die Pfarrkirchen lagen dort vor allem in den deutschen Dörfern und Städten, wobei — anders als im Samland — keine überzeugende Planmäßigkeit erkennbar ist. Die meisten preußischen Dörfer waren wohl in die deutschen Pfarren einbezogen, so daß sich die Notwendigkeit deutscher wie preußischer Seelsorge zu gleicher Zeit ergab; dabei dürfte aber nun dasselbe Problem wie im Samland aufgetreten sein, einer kontinuierlichen Unterversorgung der Prußen. Bewußt sieht Biskup seine fragmentarischen Ergebnisse als Beginn eines Forschungsprozesses, der am Ende eine gerechtere Beurteilung des Deutschen Ordens und des preußischen Klerus hinsichtlich der Christianisierung des Landes erlaube.

Hartmut B o o c k m a n n (Kiel) untersucht „Die Bedeutung Thüringens und Hessens für den Deutschen Orden“¹⁰, stellt also die Frage nach dem Verhältnis von Teilen des Ordens zur Gesamtheit, aber auch nach den Verbindungen der Zuwanderung von Siedlern nach Preußen zur Herkunft der Ordensritter. Schwächere, in der machtpolitischen Entwicklung begriffene Landesherrschaft, breites Vorhandensein des Ministerialenstandes und konzentrierter Reichsbesitz wirkten sich in Thüringen und Hessen positiv auf die Ordensförderung und -entwicklung aus; dies ging Hand in Hand mit den ostwärts gerichteten Expansionsversuchen der thüringischen Landgrafen. So schien der Orden fast ein thüringisch-staufischer Hausorden zu werden, wie die Stellung Marburgs innerhalb des Gesamtordens verdeutlicht; doch dauerte dies nur bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, ab wann die Ballei Hessen dann keine Sonderstellung innerhalb des Ordens mehr einnahm. Die Ballei Thüringen dagegen lieferte auch weiterhin einen bedeutenden Teil des Ritternachwuchses für den Orden in Preußen, wohl auf Grund des erwähnten sozialgeschichtlichen Befundes. Die Siedler in Preußen stammten jedoch keineswegs aus den Herkunftsgebieten dieser Ordensritter, auch wenn Boockmann vor genauerer Herkunftsangabe zurückscheut. Einen solchen Zusammenhang im Hinblick auf seine Ausgangsfrage verneint er also deutlich. Interessant ist auch sein Schlußhinweis, daß die Konflikte im Preußen des 15. Jahrhunderts auch darin eine Ursache haben dürften, „daß sich die Rekrutierungsgebiete der Landesherren und der Untertanen so markant voneinander unterschieden“.

Der Beitrag „Georg und Elisabeth — Deutschordensheilige als Pfarrpatrone in Preußen“ von Udo A r n o l d (Bonn) erschien als einziger ohne Fußnoten in der genauen Vortragsfassung, als „Werkstattbericht“ zur Diskussion gestellt.¹¹ Beide Heilige lassen sich als spezifische Deutsch-

10) Ebenda, S. 57—68. — Vgl. hierzu auch H. B o o c k m a n n s Arbeiten: Die Anfänge des Deutschen Ordens in Marburg und die frühe Ordensgeschichte, in: Sankt Elisabeth. Fürstin, Dienerin, Heilige, Sigmaringen 1981, S. 137—150 sowie: Der Deutsche Orden. Zwölf Kapitel aus seiner Geschichte, München 1981, bes. S. 40—55.

11) Die Rolle (wie Anm. 5), S. 69—78.

ordenspatrone charakterisieren. Die Beliebtheit Georgs nahm ab Ende des 13. Jahrhunderts vor allem in Preußen zu, was wohl in Verbindung mit den Litauerkämpfen zu sehen ist. Elisabeth wurde im Deutschen Reich, wo der Orden deutlich auch als Hospitalorden in Erscheinung trat, für ihn besonders wichtig, ja geradezu identitätsmitbegründend. In Preußen dagegen findet sich ein Elisabethpatrozinium im Hospitalbereich ausgesprochen selten, weit eher Georg. Das hängt offenbar mit der „Aufgabenteilung“ zusammen: Georg bei Leprosorien, Elisabeth bei Elendenhäusern, also für Bettler und Heimatlose, wobei die restriktive Ordenspolitik in diesem Bereich den geringen Bedarf erklärt; dies spiegelt aber wohl auch die größere Bedeutung Georgs für den landesherrlichen Bereich des Ordens in Preußen wider.

Für die Pfarren finden wir Elisabeth fast gar nicht, Georg dagegen erheblich öfter als Patrozinium. Dabei gehen die Georgspfarren größtenteils unmittelbar auf Einflußnahme des Ordens zurück. Dieser Befund hat seinen Ursprung offenbar im Selbstverständnis des Deutschen Ordens. Galt er im Hl. Land im Hinblick auf die Gründungsphase, im Reich aber vor allem auf Grund seiner dortigen Betätigung als Hospitalorden, so kam er nach Preußen als Ritterorden. War bis zum Ende des 13. Jahrhunderts noch ein schwankendes Gleichgewicht gegeben zwischen der Hospital- und der Ritterkomponente, so gewann mit der Übersiedlung des Hochmeisters auf die Marienburg 1309 der ritterliche Bewußtseinsanteil im Orden endgültig die Oberhand. Dieses gewandelte Selbstverständnis des Ordens zeigen dann auch die von ihm im 14. Jahrhundert weitergegebenen Georgspatrozinien: Nicht mehr Elisabeth, sondern Georg stand in Preußen an erster Stelle.¹²

Widmeten sich die bisherigen Beiträge dem Deutschen Orden, so wird nunmehr das Umfeld aufgezeigt. Zenon Hubert Nowak (Thorn) untersucht den „Anteil der Ritterorden an der preußischen Mission“, wobei der Deutsche Orden ausgeklammert wird.¹³ Nachdem er die Gründe der polnischen Kreuzzugsenthaltssamkeit aufzeigt, nicht zuletzt den Aspekt des Heidenkampfes ‚vor der eigenen Haustür‘, geht er den Niederlassungen der übrigen Ritterorden in Polen und benachbarten Gebieten nach. Johanniter, nach 1200 auch Templer, und Grabesritter sind hier zu nennen, in Kleinpolen, Schlesien und Großpolen, im pommersch-brandenburgischen Raum und — als Ausnahme — in Pommerellen. Die Schenkungen an sie erfolgten jedenfalls nicht im Hinblick auf die Unterwerfung der Prußen. Mit dem Fehlschlagen der Pläne Bischof Christians von Preußen zur friedlichen Mission der Prußen und dem Wechsel zur Politik des Kreuzzuges bezog man die vorhandenen Ritterorden in die Überlegungen ein.

12) Die Endfassung des Beitrages erschien u. d. T. Elisabeth und Georg als Pfarrpatrone im Deutschordensland Preußen. Zum Selbstverständnis des Deutschen Ordens, in: Elisabeth, der Deutsche Orden und ihre Kirche. Festschrift zur 700jährigen Wiederkehr der Weihe der Elisabethkirche Marburg 1983, hrsg. von U. Arnold und H. Liebing (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 18), Marburg 1983, S. 163—185.

13) Die Rolle (wie Anm. 5), S. 79—91.

Zusätzlich herangeholt wurden am Unterlauf der Weichsel westlich Preußens die Kalatravenser, südlich der eigens gegründete Dobriner Ritterorden. Sie alle waren jedoch zu schwach, ihre „Rekrutierungsbasis“ zu klein, um im Sinne der polnischen Herzöge erfolgreiche Unterwerfungspolitik zu betreiben. Gerade die Kleinheit der Ritterorden war aber von Christian erstrebt, der Missionsrückhalt und Verteidigung wünschte, aber letztlich keinen kraftvollen Unterwerfungskreuzzug, welcher seine Position nur gefährden konnte, wie dies seitens des Deutschen Ordens später dann der Fall war.

Tore Nyberg (Odense) schildert „Deutsche, dänische und schwedische Christianisierungsversuche östlich der Ostsee im Geiste des 2. und 3. Kreuzzuges“.¹⁴ Er zeigt dabei auf, daß die deutsche Christianisierung zwar von wesentlichem Erfolg begleitet war, aber sehr wohl auf Vorbilder zurückgriff und dabei den älteren skandinavischen Handelsrouten folgte. Dabei arbeitet er heraus, daß von dem dänischen Erzbischof Eskil von Lund gemeinsam mit dem schwedischen Erzbischof Stephan von Uppsala um 1170 „ein großer Plan zum Vorstoß des Christentums im Gebiet östlich der Wohnplätze der Sveonen entworfen wurde, in dem den Johannitern und den Zisterziensern eine wichtige Rolle zugedacht war.“ Die schwedischen Expansionsplanungen aus dem Geist des 2. Kreuzzuges in der Folgezeit sind dagegen weniger einleuchtend faßbar. Der Fall Jerusalems 1187 belebte den europäischen Kreuzzugsgeist auch der Skandinavien. Doch im östlichen Ostseebereich begegneten sie nun den Deutschen, die über Lübeck und Visby nach Livland kamen. Das Papsttum übernahm auch im Ostseeraum die nominelle Leitung der Kreuzzüge und schaltete die skandinavischen Fürsten aus, die auch keine Siedler abgeben konnten, wie sie aus Deutschland kamen. Die Johanniter waren ebenfalls zu schwach, um ihrerseits die Initiative zu ergreifen, so daß an ihre Stelle die Neugründung der aus Deutschland kommenden livländischen Schwertbrüder trat. Damit verselbständigte sich das Kreuzzugsgeschehen im Ostseeraum gegenüber den mittelmeerischen Kreuzzügen, nur noch die päpstliche Leitung bildete ein ideelles Scharnier, nicht mehr impulsgebend. Erst der Regierungsantritt des Papstes Honorius III. 1216 gibt für Skandinavien wieder die Möglichkeit, intensiver in Eroberung und Christianisierung des östlichen Ostseeraumes einzutreten: Finnland wird den schwedischen Interessen zugesprochen und Estland von Dänemark erobert, während Norwegen sich dem Hl. Land zuwendet, wobei im Hintergrund die Johanniter eine wesentliche, wenn auch nur bruchstückhafte interpretierbare Rolle spielen.

Enn Tavel (Reval) konnte zwar an der Tagung nicht teilnehmen, jedoch sein Manuskript „Zur Problematik der Bauernaufstände in Estland im Kontext der Christianisierung und Kolonisation des Landes“ veröffentlichen.¹⁵ Er konstatiert, daß der Widerstand der Esten nach ihrer Unterwerfung weniger aus wirtschaftlich-sozialer Wurzel herrühre, sondern politische Ursachen mit Blick auf Eigenständigkeit gehabt habe. Unter

14) Ebenda, S. 93—114.

15) Ebenda, S. 115—124.

diesem Aspekt werden die Aufstände nach der Niederlage der Schwertbrüder bei Saule 1236, vor 1255, nach der Niederlage des Deutschen Ordens bei Durben 1260, Ende des 13. Jahrhunderts angesprochen, um den Schwerpunkt dann auf die Ereignisse von 1343 zu setzen. Auch jenen Aufstand sieht er „in erster Linie als eine politische und nationale Revolte, aber nicht als eine gegen die feudale Bedrückung gerichtete Erhebung“, hebt aber trotzdem die „religiösen und sozial-wirtschaftlichen Momente“ zusätzlich hervor. Insgesamt reiht er jene Ereignisse nicht in die Definitionstypologie „Bauernkrieg“ leninistischer Prägung ein, auch wenn es sich um „eine der würdigsten Erscheinungen des antifeudalen Klassenkampfes der estnischen Bauernschaft“ gehandelt habe, sondern sieht sie als „Epilog des Freiheitskampfes des 13. Jahrhunderts“.

Hans-Dietrich Kahl (Gießen) ist ein anregender Diskussions Teilnehmer. Zwei seiner mündlichen Beiträge hat er für den Druck bereitgestellt: „Zur Problematik der mittelalterlichen Vorstellung von ‚Christianisierung‘“¹⁶ und „Die Ableitung des Missionskreuzzuges aus sibyllinischer Eschatologie (Zur Bedeutung Bernhards von Clairvaux für die Zwangschristianisierungsprogramme im Ostseeraum)“.¹⁷ Im ersten Beitrag zeigt Kahl auf, daß die Taufe einen Formalakt darstellte, der den Heiden zum Neophyten machte, daß dann aber erst die eigentliche „Einkirchung“ erfolgte, also das, was wir heute unter Christianisierung als Voraussetzung der Taufe betrachten. In jener Taufe wurde nicht nur das Bekenntnis zu Gott gefordert, sondern auch ein Abschwören des Teufels, d. h. der alten Götter, die damit offiziell als existent anerkannt wurden — eine entscheidende Wurzel jenes „Doppelglaubens“, auf den Górski und Biskup in ihren Beiträgen hinwiesen.

Im zweiten Beitrag stellt Kahl das Konzept der Bekehrung mit Waffengewalt, das „vor 1147 theologisch wie kanonistisch als ungeheuerlich gegolten“ hatte, eindeutig und überzeugend in den Zusammenhang sibyllinischer Tradition bei Bernhard von Clairvaux, die ihn im Aufruf zum Wendenkreuzzug 1147 die Vernichtung vor die Bekehrung setzen ließ. Wenn jene endzeitgebundenen Weissagungen, die den Hintergrund für Bernhards Haltung bilden, auch keineswegs eintrafen, so war doch „ein Präzedenzfall ... geschaffen, der eigenständig weiterwirken konnte.“¹⁸

Dieser Sammelband als Tagungsergebnis hat — wie stets in einem solchen Falle — unterschiedlich gewichtige Beiträge zusammengetragen. Wesentlich scheint jedoch zweierlei: Zum ersten ist es die Möglichkeit des wissenschaftlichen Gesprächs miteinander über politische Grenzen hinweg, die hier eindrucksvoll genutzt wurde von ausgewiesenen Fachkollegen. Zum zweiten — über jenes Faktum hinausgehend — wird die Ernsthaftigkeit jenes Gesprächs deutlich, die uns vor Augen führt, daß gemein-

16) Ebenda, S. 125—128.

17) Ebenda, S. 129—139.

18) Ausführlich bei H.-D. Kahl: Die abschließende Lösung der Heidenfrage als Kreuzzugsprogramm Bernhards von Clairvaux. „Wendenkreuzzug“ und Jerusalemfahrt 1147—1149 im Zeichen sibyllinischer Eschatologie und geographischer Ignoranz (Monographien zur Geschichte des Mittelalters), Stuttgart 1985.

same Bemühungen unseren Erkenntnisgewinn beträchtlich fördern können. Der vor zehn Jahren im Rahmen der deutsch-polnischen Schulbuchgespräche begonnene Weg¹⁹ war offensichtlich richtig, er erbrachte bereits wesentliche Früchte.

Der Erfolg der ersten Tagung sprach eindeutig für die Fortsetzung des Ansatzes. So fand am 7. und 8. Oktober 1983 das zweite Colloquium statt, wieder vom Institut für Geschichte und Archivwissenschaften der Nicolaus Copernicus-Universität Thorn unter Federführung von Dozent Dr. habil. Zenon Hubert Nowak veranstaltet mit dem Rahmenthema „Die Rolle der Ritterorden in der mittelalterlichen Kultur“. Eine besondere Note erhielt die Zusammenkunft, da sie gleichzeitig den Nestor der polnischen Deutschordensforschung in Thorn Prof. Dr. Karol Górski anlässlich seines 80. Geburtstages am 30. April 1983 ehrte. Doch führte gewiß nicht allein dieser Anlaß eine große Zahl von Hörern zur ersten Session zusammen, die vom Rektor Prof. Dr. Jan Kopewicz und vom stellvertretenden Institutsdirektor Prof. Dr. Andrzej Tomczak eröffnet und vom zweiten Doktoranden Górskis²⁰, Prof. Dr. Marian Biskup (Thorn), der auch die Vormittagssitzung leitete, mit einer Laudatio auf Górski begonnen wurde.

Anschließend sprach Henryk Samsonowicz (Warschau) über „Der Deutsche Orden und die Städte in Preußen. Gemeinsamkeiten und Unterschiede im kulturellen Leben“. Zwar betonte er, daß die Milieukreise von Ordensstaat und Städten sehr unterschiedlich gewesen seien, doch bei einem genaueren Strukturvergleich waren interessante Punkte aufzuzeigen. Während beim Orden die Grundlegung in der Idee eine wesentliche Rolle spielte — auch wenn sie im Alltagsleben sicher oft zu kurz kam —, fehlte es der bürgerlichen Kultur an breiteren theoretischen Grundlagen. Es verband sie jedoch das jeweils gemeinsam geführte Leben auf der Basis der Selbstverwaltung. Wesentlich war beiden Gruppen die jeweilige Gemeinsamkeit der Ziele, unabhängig von der teils sehr stark differierenden Herkunft. Es entwickelte sich hier wie dort ein „Kultus der Arbeit“ in Verbindung mit der Anerkennung jeweils benötigter Fachkenntnisse sowie ein Katalog je eigener Tugenden. Akademische Bildung gab es in beiden Bereichen nicht, auch wenn man für die Spätzeit sicher hier wie dort nicht von „illiterati“ sprechen kann. Im Gegenteil, hier sind gegenläufige Tendenzen erkennbar, auf Grund derer im Bereich der gesamten Kultur das Schwergewicht, das im 13. Jahrhundert eindeutig beim Orden lag und im 14. Jahrhundert allmählich einem Ausgleich zugunsten der Städte zuneigte, im 15. Jahrhundert ebenso eindeutig innerhalb der großen Städte Danzig, Thorn und Elbing lag. Erkennbar werden

19) Vgl. Anm. 1 und 2.

20) Vgl. Teresa Borawska: Wykaz tytułów prac doktorskich i magisterskich napisanych pod kierunkiem profesora Karola Górskiego [Verzeichnis der Titel der Doktor- und Magisterarbeiten, die unter der Betreuung von Prof. Karol Górski geschrieben wurden], in: Acta Universitatis Nicolai Copernici, Historia X, 1973, S. 12—18, hier S. 12.

diese Entwicklungslinien an den Bereichen der Religiosität, des Gefühls für die persönliche Würde, der Rechtsverhältnisse, des Verhältnisses zum Raum in kleiner, baulicher wie in territorialer, gesamt-europäischer Hinsicht, während das Verhältnis zur Zeit gleich geblieben sein dürfte, im Gegensatz etwa zur Sprache. Ganz ähnliche Entwicklungsvorgänge zugunsten der Städte im Verlauf dreier Jahrhunderte zeigt auch das Problem der Elastizität des Ordens bzw. der städtischen Bevölkerung zum jeweils eigenen Mitglied. Diese Entwicklungsvorgänge führten dazu, daß nicht im Rahmen einer allgemeinen wirtschaftlichen Schwäche Ostmitteleuropas das Rittertum bürgerliche Funktionen übernahm, sondern nach Herausbildung einer eigenen Adelschicht der Ordensritter als überflüssiger Nutznießer empfunden wurde mit dem Ziel der Säkularisation des Staates.

Zenon Hubert Nowak (Thorn) widmete sich der Rolle der Konvente des Deutschen Ordens im sozialen, religiösen und kulturellen Leben Preußens. Er betonte zu Recht, daß in der bisherigen Geschichtsschreibung vor allem der Staat des Ordens im Vordergrund gestanden habe, sein Thema dementsprechend mehr Fragen aufwerfen als Antworten geben könne. Wesentliche Vorfragen sind die nach der sozialen Herkunft der Ordensbrüder, wie sie Erich Maschke, Manfred Hellmann und dann Dieter Wojtecki und Klaus Scholz untersuchten.²¹ Die niederadlig-ministerialische Herkunft der Ordensritter spielt eine wesentliche Rolle, war für diese Schichten mit ihrem Ordenseintritt doch meistens ein sozialer Aufstieg verbunden. Es blieben aber die Verhaltensmuster des Rittertums auch im Orden erhalten. Auf Grund der Tatsache, daß der Nachwuchs stets aus denselben Bevölkerungsschichten kam, entwickelte sich bei allgemeiner Verarmung des Ritterstandes der Orden allmählich zum „Spital des deutschen Adels“.

Kriegskunst und gesellschaftliche Gewandtheit waren somit von Hause aus den Ordensrittern vertraut, während religiöse Momente nach Meinung des Referenten in ihrer bisherigen Sozialisation sicher zurückgetreten waren. Dabei ist jedoch unklar, ob wir zwischen den Herkunftsballeien der Ritter und Preußen von einem religiösen Gefälle ausgehen müssen. Wenn auch für alle dieselbe Regel galt, so dürften zumindest im 13. Jahrhundert die Eroberungskämpfe deren Einhaltung erheblich erschwert haben; ein regelrechtes Konventsleben sei für die Frühzeit kaum anzuneh-

21) Vgl. E. Maschke: Deutschordensbrüder aus dem städtischen Patriziat, in: Preußenland und Deutscher Orden. Festschrift für Kurt Forstreuter, Würzburg 1958, S. 255—271; Wiederabdruck in: ders.: *Domus hospitalis Theutoniarum. Europäische Verbindungslinien der Deutschordensgeschichte* (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 10), Bonn 1970, S. 60—68; M. Hellmann: Bemerkungen zur sozialgeschichtlichen Erforschung des Deutschen Ordens, in: *Histor. Jb.* 80 (1961), S. 127—142; D. Wojtecki: Studien zur Personengeschichte des Deutschen Ordens im 13. Jahrhundert (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 3), Wiesbaden 1971; K. Scholz: Beiträge zur Personengeschichte des Deutschen Ordens in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, Diss. phil. Münster 1969.

men. Für das 14. Jahrhundert haben wir jedoch Schrift- und Architekturquellen, die uns die Möglichkeiten des Alltagslebens im Konvent gut verdeutlichen, auch wenn hier noch Forschungsdesiderate vorhanden sind. Es ist jedenfalls eindeutig, daß die unterschiedliche Sozialzusammensetzung der Konvente hinsichtlich Rittern und Priestern auch unterschiedliche Verhaltensmuster hervorbrachte, wobei man auch feststellen kann, daß die Ordensritter sich als Landesherren in ihrem Bewußtsein entschieden über den sich in Preußen herausbildenden Ritterstand erhoben. Insgesamt lebte man aber offenbar einfach, entsprechend der ritterlichen Lebensweise im Spätmittelalter, auch in der Ernährung, und man darf — so Nowak — die Ritter im allgemeinen auch als „illiterati“ ansehen. In ihrem Repräsentationsbewußtsein — Burgenbau, Feierlichkeiten, Feste wie dem Ehrentisch — entwickelten sie jedoch eine steigende Tendenz.

Udo Arnold (Bonn) untersuchte die „Deutschordens-Historiographie im Deutschen Reich“ anhand der veröffentlichten Quellen. Im Reich lag eine grundsätzlich andere Ausgangsposition für den Orden vor als in Preußen: hier ein geschlossenes Territorium, dort in Besitz und Existenz eingebettet in das Umfeld eines kompliziert-differenzierten Herrschaftsgebietes. Dies bedeutete für Preußen eine viel frühere Identifikation des Ordensangehörigen mit seinem Orden und dem Land als im Reich, wo er sich kaum aus seiner sozio-kulturellen Herkunftssphäre löste. Setzten somit erste Historiographie-Versuche in Preußen bereits im 13. Jahrhundert ein²², so ist das im Reich mit Schondochs „Litauer“ erst im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts der Fall²³, wobei die theologische Aussage den historiographischen Gehalt überdeckt. Erst die „Chronik der vier Orden von Jerusalem“²⁴ und die „Jüngere Hochmeisterchronik“²⁵, beide aus dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts stammend, bildeten die eigenständige Fundierung der Deutschordenshistoriographie im Reich. Auch wenn ihre Quellen überwiegend preußischer Provenienz sind und eine eigene Deutschordenstradition nicht existierte, haben sie als Antwort auf Probleme des Ordens im Reich eigene Positionen entwickelt: die Hineinstellung der Ordensgeschichte in eine allgemeine Heilsgeschichte,

22) Vgl. G. Labuda: Zu den Quellen der „Preußischen Chronik“ Peters von Dusburg, in: Der Deutschordensstaat Preußen (wie Anm. 3), S. 133—164.

23) Vgl. Der Litauer von Schondoch, in: *Scriptores rerum Prussicarum* 6, hrsg. von W. Hubatsch, bearb. von U. Arnold, Frankfurt/M. 1968, S. 50—60; abweichend datiert bei M. Caliebe: Schondochs Rede von der Bekehrung des Litauers, in: Festschrift für Gerhard Cordes zum 65. Geburtstag, Bd. 1, Neumünster 1975, S. 23—52; ungerechtfertigt hart geht mit Caliebe ins Gericht Jutta Strippl: Schondochs ‚Königin von Frankreich‘. Untersuchungen zur handschriftlichen Überlieferung und kritischer Text, Diss. Marburg 1975 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 252), Göppingen 1978, S. 155—157, mit mehr Polemik als Argumenten.

24) Vgl. Chronik der vier Orden von Jerusalem, in: *Scriptores rerum Prussicarum* 6 (wie Anm. 23), S. 106—164.

25) Vgl. Die jüngere Hochmeisterchronik, in: *Scriptores rerum Prussicarum* 5, hrsg. von Th. Hirsch, M. Toeppen und E. Strehlke, Leipzig 1874 (Neudruck Frankfurt/M. 1965), S. 1—148.

die Aufnahmebeschränkungen auf adelige und deutschblütige Mitglieder. Die Vorstellung vom „Spital des deutschen Adels“ wurde damit eindeutig als tragende Grundlage ausgeprägt; sie läßt sich als eigene Traditionslinie, ohne neue preußische Bezugnahmen, fortführen über Johann Caspar Venator im 17. Jahrhundert²⁶ sowie Raymundus Duellius²⁷ und Guillaume Eugène Joseph de Wal²⁸ im 18. Jahrhundert, bis mit dem Zusammenbruch des Hl. Römischen Reiches deutscher Nation diese Tradition gemeinsam mit dem Orden zerbrach. Auch in Preußen verlief die historiographische Entwicklung in eigenen Traditionsbahnen über Caspar Schütz²⁹, Caspar Hennenberger³⁰, Christoph Hartknoch³¹, Carl Friedrich Pauli³², Ludwig von Baczko³³, ohne Bezugnahme auf die Deutschordenstradition. Erst im 19. Jahrhundert wurden beide Traditionsstränge wieder zusammengeführt, bei Johannes Voigt³⁴, jedoch nun unter ganz anderen, sehr viel stärker wissenschaftlich geprägten Prämissen. Jene Sonderentwicklung einer Deutschordenshistoriographie im Reich differenziert das bisherige Bild deutlich.

Zum Ende der ersten Session erhob sich eine lebhaft diskutierte Diskussion. Sie entspann sich zum einen am Problem der Ordensritter als „illiterati“ bzw. der Spiritualität. Insgesamt ergab sich die Meinung, daß es sich um Ordensmitglieder handele, wenn auch besonderer Ausprägung. Gewiß war die Spiritualität nicht das besondere Spezifikum, und es fragt sich auch, wo und wie im Reich die Ordensritter ausgebildet wurden, bevor sie nach Preußen kamen; auch gab es offenbar keine eigenen Traditionsansätze im Reich. Doch generell als „illiterati“ dürfe man die Ordensmitglieder nicht sehen, wie ihre Fähigkeiten im praktischen Wissen und Können der Kriegs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsführung bewiesen. Darüber hinaus müsse man jedoch differenzieren sowohl in zeitlicher Hinsicht — vom 13. bis 15. Jahrhundert wandelte sich manches — als auch zwischen dem Orden in Preußen und im Reich; desgleichen sei auch die Aufgabenteilung zwischen Rittern und Priestern zu beachten, gerade im Bereich der Spiritualität. Das etwas frühere Beispiel der Zisterzienser zeige dies deutlich in Parallelentwicklungen. Auch bei genauerer Analyse der Ordensregel, nicht zuletzt in ihrer zeitlichen Schichtung, lasse sich etliches zu diesem Komplex erkennen.

26) J. C. Venator: Historischer Bericht von dem Marianisch-Teutschen Ritter-Orden, Nürnberg 1680.

27) R. Duellius: Historia ordinis equitum Teutonicorum, Wien 1727.

28) (G. E. J. de Wal): Histoire de l'ordre Teutonique, 8 Bde., Paris/Reims 1784—1790.

29) C. Schütz: Historia rerum Prussicarum, Zerbst 1592.

30) C. Hennenberger: Erclerung der preussischen grössern Landtaffel oder Mappen, Königsberg 1595.

31) Ch. Hartknoch: Alt- und Neues Preußen, Leipzig 1684.

32) C. F. Pauli: Allgemeine preußische Staatsgeschichte, Bd. 4, Halle 1763.

33) L. (von) Baczko: Geschichte Preußens, 6 Bde., Königsberg 1792—1800.

34) J. Voigt: Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens, 9 Bde., Königsberg 1827—1839;

Die Nachmittagssitzung stand unter der Leitung von Hans Dietrich Kahl (Gießen). „Der Deutsche Orden in Nürnberg“ hieß das Thema von Hartmut Bockmann (Göttingen). Die Keimzelle der Nürnberger Stadtentwicklung war die Königsburg, zu der mindestens zwei Höfe gehörten. Die Funktion jener Höfe übernahm allmählich das jüngere suburbium, woraufhin jene verschenkt wurden, der eine 1209 an den Deutschen Orden. Diese Schenkung ist auf dem Hintergrund der soeben mit der Ermordung Philipps von Schwaben beendeten Auseinandersetzungen um die Königsherrschaft zu sehen: Der Welfe Otto versuchte, die Gegner sich geneigt zu machen. Hinzu kam 1216 die — allerdings folgenlose — Schenkung der Burgkapelle an den Orden. Ein zusätzliches Ordensspital wird zuerst 1236 genannt, es blieb das einzige Spital der Stadt bis 1339. Das zum regierenden Patriziat gegebene enge Verhältnis beinhaltete für den Orden viele Schenkungen und Kaufmöglichkeiten von ländlichem Besitz, Mühlen und stadtwirtschaftlichen Komplexen, wie etwa städtischen Fleischbänken³⁵; bei der Vergrößerung des Stadtareals wurde ländlicher Besitz in den stadtwirtschaftlichen Besitz einbezogen. Ordenskommende und -spital blieben allerdings bis zur Errichtung des zweiten Mauerrings 1356 außerhalb der Stadt. Spätestens dann ergaben sich aber auf Grund der Ordensimmunität die üblichen Konflikte mit der Stadt, so daß der Orden 1419 seine wichtigsten personenbezogenen Rechte in der Südwestvorstadt an die Stadt verkaufte. Allerdings dürfte darin auch eine Reaktion auf die Situation in Preußen nach 1411 zu sehen sein, das Geld wurde dort benötigt. Trotzdem blieb der Orden in Nürnberg ein Fremdkörper mit seiner Kommende und dem Elisabethhospital. Beider Funktion am Ende des Mittelalters — bei der üblichen niedrigen Zahl der Hospitalpfündner, entsprechend nicht nur anderen Deutschordens-, sondern überhaupt Spitälern im Reich — dürfte als Versorgungsstätte des niederen Adels gesehen werden wie der Orden insgesamt, im übertragenden Sinne also als „Spital des deutschen Adels“. Hinzu kam im Reformationszeitalter dann die — keineswegs unangefochtene — Position des Spitals als Hort des Katholizismus, am Ende des alten Reiches nochmals deutlich betont im noch vorhandenen klassizistischen Neubau des Elisabethhospitals.

Da er aus Gesundheitsgründen fehlte, konnte das Referat Manfred Hellmanns (München) „Der Deutsche Orden in Livland“, nicht diskutiert werden. Er forderte, „daß wir den Deutschen Orden aus seiner Isolierung lösen, ihn insbesondere nicht mehr allein als eine deutsche Institution ansehen, hinter der . . . allgemeine deutsche politische Tendenzen standen, sondern als eine Gemeinschaft von Menschen, die als auf mönchische Ideale verpflichtete Ritter in ihrem Lebensstil und ihrer Aufgabe den Sinn ihres Daseins, ihres Wirkens in dieser Welt erkannt zu haben glaub-

ders.: Geschichte des Deutschen Ritter-Ordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland, 2 Bde., Berlin 1857—1859.

35) Neben der älteren Literatur wurde hierzu vornehmlich die jüngst erschienene Edition: Die ältesten Urbare der Deutschordenskommende Nürnberg, bearb. von G. Pfeiffer, Neustadt/Aisch 1981, herangezogen.

ten, wie viele andere Gemeinschaften, Orden und Kongregationen auch.“ Damit knüpfte er an Kaspar Elms Fragen anlässlich zweier Reichenautagungen an³⁶, die spirituelle Probleme anschnitten. Ganz anders als in Preußen traf der Orden in Livland bereits ältere christliche, inzwischen verfestigte Strukturen an, u. a. mit einer Vielzahl von anderen Orden, die eher an die Balleiensituation im Reich erinnerten. Im Versuch, sich dieser Situation anzupassen, entwickelte der livländische Ordenszweig einen von der preußischen Politik differierenden Sonderweg, wie z. B. die Person des Landmeisters Andreas von Stirland verdeutlicht. Die deutsche Bevölkerung Livlands einschließlich des Ordens formte ein eigenes Welt- und Geschichtsbild, wie es sich im „Chronicon Livoniae“ des Lettenpriesters Heinrich widerspiegelt, aber auch in der „Livländischen Reimchronik“, der ersten großen Deutschordenschronik. Entscheidend auf seinem Wege ist jedoch, daß der Deutsche Orden Livland nie zum „Ordensland“ machen konnte, auch wenn er über teilweise beachtliche Territorialherrschaft verfügte und zeitweise zur stärksten und bestimmenden Macht wurde. Livlands Geschichte ist nicht nur ein Stück Deutschordensgeschichte, sondern greift weit darüber hinaus.

Tore Nyberg (Odense) sprach „Zur Rolle der Johanniter in Skandinavien. Erstes Auftreten und Aufbau der Institutionen“.³⁷ Die ersten Niederlassungen sind ganz offenbar im Zusammenhang mit dem Erstarren der Königsmacht in allen drei Reichen zu sehen. Hinzu kommt die Verbindung mit der anfangs gesamt-nordischen Kirchenprovinz Lund, wobei allerdings sich doch nach einigen Jahrzehnten jedes Reich seine eigene Kirchenprovinz aufbauen konnte. Parallel mit der Entwicklung jener drei Kirchenprovinzen verlief die Gründung dreier Johanniterhäuser, war doch ein Ritterorden hervorragend geeignet zur Verbindung von Königshaus und Kirche. So erfolgte die Fundierung kurz vor 1170 in Dänemark, in Norwegen wohl vor 1184 und in Schweden vor 1185. Dabei ergaben sich unterschiedliche Gründungseinflüsse. Während es in Dänemark sich wohl um ein Zusammengehen zwischen Königshaus und Kirche handelte, war in Norwegen das Königtum bestimmend: Dort wurden die Johanniter mit der obersten Territorialautorität verbunden, zahlte doch das Königsgefolge Abgaben für den Ritterorden. In Schweden dagegen hatte offenbar der Lunder Erzbischof Eskil die Prerogative, vermochte er es doch, den Orden an der Kultstätte seines Namenspatrons, des ersten Schwedenmissionars Eskil anzusetzen. Als einziger Ritterorden in Skandinavien sprachen die Johanniter das Großbauerntum, den Vorläufer des späteren niederen Adels, aber eben auch das Königsgefolge an. Ihre Privilegien räumten ihnen eine Sonderrolle außerhalb der normalen Kirchenhierarchie mit den üblichen Reibungsflächen ein, wovon eine Klage Erzbischof Absaloms von

36) Sie sind leider im Tagungsband: Die geistlichen Ritterorden Europas (wie Anm. 4) nicht gedruckt, sondern nur in der hektographierten Protokollfassung aufgenommen.

37) Vgl. ansatzweise Überlegungen bereits in der eingangs besprochenen Veröffentlichung von Nyberg.

1198 deutlich Auskunft gibt. Sie waren ein Orden mit doppelter Aufgabenstellung: Zum einen predigten sie den Kreuzzug ins Hl. Land, des weiteren sind sie wohl doch — zumindest vorbereitend — am dänischen Estlandkreuzzug von 1219 beteiligt gewesen, zum anderen aber boten sie am Ausgang des Mittelalters das Bild eines Hospitalordens; mit Hilfe der Kollektentätigkeit stehen sie wohl auch im Bezug zur Glaubensausbreitung, und durch den Druck des ersten Buches in Skandinavien 1482 gaben sie von Odense aus einen wesentlichen kulturellen Impuls.

Das Programm wurde bereichert durch zwei Miszellen zur Geschichte der Ritterorden in den böhmischen Ländern von Ivan Hlaváček (Prag). Die Johanniter hatten bereits vor 1160 in Böhmen Besitzungen. Es erfolgte eine rasche, auch im 13. Jahrhundert noch anhaltende Ausbreitung, jedoch im 14. Jahrhundert ein allmählicher Rückgang. Der Deutsche Orden kam später, Anfang des 13. Jahrhunderts, mit Erstbesitz in Prag und Troppau, und erfuhr dann eine kontinuierliche reiche Ausstattung in den Städten wie auf dem Land. Diese Entwicklung wurde Anfang des 15. Jahrhunderts aus politischen Gründen jäh abgebrochen.³⁸ Eins der bedeutendsten Probleme ist das der böhmischen Preußenzüge. In Böhmen sehen wir die Ordenswirksamkeit vor allem im Hospitalbereich; Schulen und höhere Bildung fehlten, eine Schriftkultur finden wir nicht im literarischen, sondern im eigenen Aktenbereich.

Ein interessantes Gebiet ist das Bibliothekswesen des Ordens. Direkte Quellen existieren nicht, doch gibt es eine Reihe Informationen aus zweiter Hand, z. B. die Rechnungsbücher der Kommende Eger. Für Johanniter und Templer gibt es keine parallelen Überlieferungen. Der liturgische Charakter der Bücher überwiegt. Auch lassen sich bezeichnende Einzelquellen finden. So schenkte ein Bürgermeister von Eger im 15. Jahrhundert dem Deutschen Orden testamentarisch seine Bücher, die dem Orden sehr wertvoll waren, da er vorher offenbar wenige besaß; auch dies ist ein Beitrag zum Problem der „illiterati“.

Lebhaft diskutiert wurden besonders Einzelfragen zu den Vorträgen von Nyberg und Boockmann, wie etwa die Stellung des Nürnberger Hospitals im Vergleich zu anderen Reichsstädten oder die Frage nach der Beteiligung des Ordens am direkten Wirtschaftsleben. Für die Johanniter in Skandinavien ergaben sich dieselben Probleme wie andernorts mit der bischöflichen Jurisdiktion. Die späte Hospitalgründung in Stockholm im 15. Jahrhundert, als isoliertes Faktum sicher verwunderlich, dürfte im Zusammenhang stehen mit den globalen Tauschplänen der Ritterorden gegeneinander, die — von außen herangetragen — eine völlige Veränderung der Ordenslandschaft in Europa ergeben hätte.³⁹ Für Böhmen wurde

38) Literaturgrundlage für den Überblick über den Forschungsstand bot J. Hemmerle: Die Deutschordens-Ballei Böhmen in ihren Rechnungsbüchern 1382—1411 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 22), Bonn 1967; vgl. zuletzt U. Arnold: Der Deutsche Orden in Böhmen, Mähren und Schlesien, in: Literatur-Spiegel, Nr. 24, 1984, S. 1—20.

39) Vgl. als Beispiel Birgitta Eimer: The Spiritual Orders of Knighthood in Scandinavia under King Erik of Pomerania. Studies in an exchange project

die Behandlung der Deutschordensgeschichte insgesamt als Desiderat gesehen.

Den Vorsitz der abschließenden Session führte Stanisław Trawkowski (Warschau). Sie war ausschließlich kunsthistorischen Beiträgen gewidmet. Marian Arsyński (Thorn) sprach über „Der Deutsche Orden als Mäzen und Bauherr“. Er knüpfte damit an Forschungen an⁴⁰, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr aufgegriffen wurden und stellte anhand systematischer Suche nach verstreuten Schriftquellen eine Reihe von Thesen auf: 1) Morgenländische Erfahrungen sind — entgegen der älteren Literatur — offensichtlich kaum im taktisch bestimmten Burgenbau der Frühzeit eingeflossen. 2) In dieser Eroberungsphase mußte sich der Orden auf einheimische, preußische Erfahrung sowie die der Kreuzfahrer stützen. 3) Dabei zeigt sich deutlich die Rolle der preußischen Bevölkerung bei der Teilnahme am Burgenbau. 4) Sehr früh spielten städtische Handwerker die entscheidende Rolle, welche als Stadtbürger im Lohnauftrag für den Orden arbeiteten. Fest angestellte Handwerker des Ordens waren für kleinere und Reparaturarbeiten vorgesehen, ordenseigene Bauhütten gab es nicht. 5) Die große Rolle des Ordens als Bauherr im Sinne der Einflußnahme auf die Baugestalt läßt sich nicht feststellen, im übrigen ein gesamteuropäischer Befund. 6) Wegen ungenügender Rohstoffsituation war die Rolle des Bauherrn besonders schwierig. 7) Der Orden hat meisterhaft — im Rahmen der Dienstverpflichtung der Untertanen — die Arbeitskräfte organisiert. 8) Trotz der großen Dynamik im Bauwesen blieb es organisatorisch ein Torso und hat die vollendete Organisationsform — z. B. in finanzieller Hinsicht — entsprechend Sizilien oder England nie erreicht. 9) Die Produktionsförderung von Kunst im Lande — in Form von Bestellungen beim städtischen Handwerk und Ankauf auf dem freien Markt — war groß, doch kann man nicht von Mäzenatentum, der Förderung um der Kunst willen, sprechen. Ordenseigene oder fest angestellte Kunsthandwerker sind absolut in der Minderzahl.

Jerzy Domański (Thorn) stellte „Inhaltliche Programme der Malerei in Preußen“ vor für die Bereiche Buch-, Wand- und Tafelmalerei. Sein Katalog umfaßte die Bibel für Luther von Braunschweig, in der Wawel-Kathedrale in Krakau aufbewahrt, drei Hesler-Handschriften sowie ein Antiphonar des Kulmer Domkapitels; unter den Wandmalereien ragt Lochstedt heraus, gefolgt von Marienburg, Schwetz und Neidenburg. Sie wurden interpretiert als Hilfe zur „moralischen Aufrüstung“ der Ritter oder aber als Repräsentation der eigenen Taten, je nachdem, ob sie nur den Ordensrittern oder Dritten zugänglich waren. In den Schloßkapellen fehlen im allgemeinen spezifische Ordensmerkmale, sie sind dagegen eher in Pfarrkirchen vorhanden gewesen, wie in Königsberg, Juditten etc. Zur Tafelmalerei rechnete der Referent die bekannten Schreinmadonnen, für die er starke böhmische Darstellungsbezüge auf betont politischem Hinter-

from 1433, in: *Annales de l'Ordre Souverain Militaire de Malte* 1972, Nr. III—IV.
40) C. Dewischeit: *Der Deutsche Orden in Preußen als Bauherr*, Diss. phil. Königsberg 1899, in: *Altpreußische Monatsschrift* 36 (1899), S. 145—222.

grundannahm. Auf böhmische Muster wurde auch der Graudenzener Altar zurückgeführt. Deutliche Ordensbezüge zeigten die Hochmeisterbilder im Königsberger Dom sowie der Tenkitter Altar. Jenen Innovationen, die der Orden gab, wurde Heilsberg als ermländischer Bischofssitz, „Sitz des Hauptopponenten des Ordens“, gegenübergestellt in seiner Freskenaus schmückung, wogegen die bürgerliche Kunst in den Städten ohne politische Bedeutung gewesen sei, desgleichen beim ländlichen Rittertum. Allerdings entwickelte der Orden keine eigenen Darstellungsmuster, sondern übernahm bereits vorgebildete. Wenn der Orden somit die Kultur im Bereich der darstellenden Kunst nicht ausschließlich formte und beherrschte, so stellte er doch vor allem für die Zeit von 1380—1410 im Bereich der gesamtpreußischen Kultur den wesentlichsten Faktor mit spezifischen Ausbildungsformen dar.

Das Thema von Tadeusz Jurkowladiec (Warschau) lautete „Der Deutsche Orden und die gotische Bauplastik in Preußen“. Während die Bauplastik im Ostseebereich nicht sehr zahlreich vorhanden gewesen sei, habe sie auf Grund der Verbindung zur Hanse einen Schwerpunkt im Ordensland Preußen gehabt. Die zeitliche Grenze ist mit etwa 1350 anzusetzen; erhalten ist jedoch allenfalls die Hälfte des ehemaligen Bestandes. Höhepunkte finden sich in den Burgen etwa 1335—1350, im Kirchenbau mehrfach: am Ende des 13. Jahrhunderts, um 1300 und 1330—1340, wobei die Phasen in den einzelnen Diözesen jedoch unterschiedlich waren. Das Bürgerhaus kannte wohl bereits im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts plastischen Schmuck, doch ist die Überlieferung sehr gering. Von Kommunalbauten kennen wir eine entsprechende Überlieferung nur aus Danzig, während wir bezüglich ritterlicher Bauten auf dem Lande nichts wissen. Die Anteilnahme des Auftraggebers an der plastischen Gestaltung beschränkte sich wohl auf die Themenstellung und die Finanzierung. Der Orden, Kleriker und Pfarrer sind als intellektuelle Auftraggeber denkbar, doch Anhaltspunkte gewinnen wir allenfalls aus an oder mit der Plastik überlieferten Wappen, z. B. des Landmeisters von Preußen. Wie der Vorgang im 14. Jahrhundert dann ablief, ist unklar: War der Hochmeister der Initiator, während der örtliche Komtur die Beaufsichtigung der Ausführung übernahm? Die Arbeitsorganisation verlief sicher, wie allgemein üblich, arbeitsteilig. Baumeister sind manchmal nachweisbar, wie in Marienwerder als Ordensmitglied. Vor 1350 waren organisierte Werkstätten in Preußen tätig. Der Referent nahm sogar regelrechte Ordenswerkstätten an. (Woher kamen sie?) Im 15. Jahrhundert stammten die Steinmetzen dann aus den Städten. Eine über Preußen hinausgehende Ausstrahlung hatte die dortige Plastik nicht, allenfalls im 15. Jahrhundert auf Livland.

Zum Schluß sprach Alicja Karłowska-Kamzowa (Posen) über „Bildideologie des Deutschen Ordens auf dem Hintergrund der mitteleuropäischen Kunst“. Als Ausgangspunkt sah sie Böhmen mit dem Prager Dom oder dem Karlstein als ideologische Zentren. Eine analoge Situation, ebenfalls unter Einbeziehung der regionalen historiographisch-hagiogra-

phischen Tradition, ergab sich in Ungarn, ähnlich auch in Österreich mit den Stifterfiguren des Wiener Stephansdomes oder im serbischen Königreich. Die Entwicklung in Preußen verlief zwar ähnlich, doch auch mit Besonderheiten: Die Burgarchitektur diente als Abgrenzung gegenüber, ja Abwendung von der Stadt. Das Bildprogramm bezog sich auf die „Kirche“, beispielsweise in der starken Marienbetonung, womit sich der Orden identifizierte. Die Vorstellungen des Ordens basierten auf seiner Herkunft aus dem Hl. Land, z. B. auch in der Mariendarstellung oder in der Galerie der Meister. Allerdings fehlen Ensembles wie etwa in Prag, was in Form einer Hochmeister-Grablege möglich gewesen wäre. Damit ist eine Abweichung vom zeitgleichen Modell in anderen Ländern gegeben, die m. E. ihren Grund im der Ordensregel gemäßen Zurücktreten des Individuums hinter der Gemeinschaft haben dürfte.

Die abschließende Diskussion wurde recht lebhaft geführt, teilweise als Dialog zwischen Kunstgeschichte und Historie. Fragen nach dem Kunstbegriff jener Zeit oder dem Auftraggeber, vor allem aber nach der Funktion der Burg standen im Mittelpunkt: Sie hatte Verteidigungsaufgaben, aber gewiß ebenso Repräsentationscharakter; der Konvent benötigte sie, dem höfischen Charakter der preußischen Kultur kam sie entgegen. Wichtig war sicherlich die Souveränitätssymbolik, weshalb die königliche Burg als Vorbild zu sehen ist, worauf beispielsweise der für einen Konvent keineswegs nötige Turm hinweise. Das ständische Aufsteigertum der Ordensritter zur Landesherrschaft spielt sicher eine entscheidende Rolle, wobei diese Funktion der Burgen des Ordens korrespondiert zu den Bischofs- und Kapitelsburgen, aber auch zu den dem jeweiligen Rat unterstehenden Stadtpfarrkirchen (Danzig!) oder Kapitelskirchen (Guttstadt). Gerade hier bleiben viele Interpretationsfragen offen und weisen auf ein noch recht wenig bearbeitetes Forschungsgebiet hin.

Die zweite Tagung bestätigte voll die positiven Erwartungen, die man nach dem Ergebnis der ersten Tagung in sie gesetzt hatte. Sie zeigte, daß die thematische Palette reichhaltig ist, daß sie auch personell farbig gestaltet und daß sehr wohl aus diesem Ansatz eine fruchtbare, fort-dauernde Institution werden kann. Besser als alle Worte des Lobes — auch wenn selbstverständlich Kritik im Einzelnen vorzubringen ist wie bei fast jeder wissenschaftlichen Arbeit — mag am Schluß der Hinweis stehen, daß inzwischen zur dritten Tagung für September 1985 eingeladen ist.